Nr. 9.

Colonia.

Sonntag, 26. Februar 1905.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Für die Frauen und Kinder.

Frühlingshoffen.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herze, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden!

Ludwig Uhland.

Die Elemente des Karnevals.

Von Josef Oswald.

Wenn der Chemiker Wasser analysiert, so findet er außer den beiden Elementen, aus denen immer und überall das Wasser besteht, außer dem Wasserstoff und dem Sauerstoff vielleicht einige verunreinigende, dem Genusse nicht förderliche Bestandteile, die an der Stelle, wo er seine Probe schöpfte, dem Wasser beigemengt waren. Ferner findet er dem Wasserstoff und Sauerstoff in geringen Mengen andere Elemente verbunden, die umgekehrt das Wasser schmackhafter machen, als es ohne sie ist. Sie rühren von der mineralischen Beschaffenheit der Gegend her, wo der Quell sprudelt, sind also rein örtlicher, wie jene rein zufälliger Natur.

Ganz dasselbe zeigt sich bei der chemischen Analyse des Begriffes Karneval. Es ist übrigens diese Art Beschäftigung mit dem Karneval, die den Schwerpunkt von der aktiven auf die kontemplative Seite verlegt, unter den heutigen Zeitverhältnissen wohl am rätlichsten, wenigstens sofern man bereits zu den reiferen Geschlechtern zählt.

Indessen sollen uns bei dem Experimente die zufälligen, vielfach aus der Trübe des Großstadttreibens stammenden Verunreinigungen so wenig kümmern als die örtlichen Eigentümlichkeiten — jene Vorzüge des rheinischen Karnevals, wovon wir ja als rheinische Kinder ohnehin fest genug überzeugt sind. Unser Augenmerk richtet sich einzig auf die eigentlichen, auf die konstituierenden Elemente des Karnevals, als welche wir, nach Anwendung der bewährtesten Laboratoriumsmethoden, in der Retorte eine taubelle Flüssigkeit und einen in den Farben des Regenbogens funkelnden Kristall erblicken. Die eine heißt man auf gut Deutsch: Neckerei, den anderen mit einem klassischen Anklang: Neigung zur Metamorphose.

Es ist nicht ohne Reiz, das Leben trotz des Ernstes, der ihm im ganzen eigentümlich ist, bis hinauf zu den Höhen seiner Geistigkeit von karnevalistischen Elementen bewußt oder unbewußt durchspielt zu sehen.

Neckerei trifft man in erster Linie allenthalben, wo im Volke noch die alten, oft recht sonderbaren Bräuche wurzeln, Bräuche, die mit der Fastnacht nichts zu tun haben, die auch in ganz anderen Jahreszeiten zum Vorschein kommen. Oft sind sie hübsch, ja poetisch, hin und wieder haben sie freilich mit schlechten Fastnachtsscherzen eine die Empfindungen der Betroffenen grausam verletzende Derbheit gemein. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich häufig um Entartungen der ursprünglichen Sitte handelt, mitunter aber auch um eine aller Zimperlichkeit allgeneigte, robuste Volksgesinnung. Wollte man solche Gebräuche aufzählen und schildern, man fände sobald kein Ende damit. Hingewiesen sei nur auf jene Foppereien, worin sich Nachbarorte und Nachbarstädte gewöhnlich in einer schwer verständlichen Eifersucht und Abneigung gefallen. Dergleichen kommt heute wie früher vor, sogar bei so eng verbundenen Groß- und Schwesterstädten wie Elberfeld und Barmen — und daß dabei die Fopperei zuweilen Hübsches zeitigt, erweise folgendes Anekdötchen. Als einmal, erzählen die Elberfelder, irgend ein Würdenträger — Präsident oder was weiß ich? — in einer Kutsche von Barmen nach Elberfeld fuhr, soll er beim Passieren der Grenze seiner Gemahlin zugeflüstert haben: „Zieh' die Handschuh' an, jetzt kommen wir in die Stadt!"

Ihre wahre Anmut entfaltet die Neckerei, wo der Kreis sich verengt, wo sie in dem warmen und trauten Gehege der Familie und Freundschaft über den glatten Spiegel zweifelloser Zuneigung wie ein frisches Windchen weht und mit leichtem Gekräusel die Langeweile allzu sicherer Ruhe verscheucht. Hier wird das Wort so recht zur Wahrheit: Was sich liebt, das neckt sich. Doch bedarf es dazu keineswegs bloß der himmelhoch jauchzenden Seligkeit der Flitterwochen; das Alter, worin Ehelente allmählich zu einem Philemon und Baucis-Paar sich auswachsen, vermag mit seiner zur Freundschaft gefestigten Herzlichkeit der Neckerei um so eher den Boden zu bereiten, als in ihm die Erkenntnis der gegenseitigen unvermeidlichen Menschlichkeiten unmöglich mehr tragisch wirken kann. Auch in einem vernünftig geübten Erziehungssystem, wenn es gilt, verzeihliche Schwächen als das zu stempeln, was sie sind, ist die Neckerei wohl am Platze, und was sie unter guten Freunden an kräftig wirkender Fröhlichkeit schafft, vorausgesetzt, daß sie wie ein Fangball herüber und hinüberfliegt, ist gar nicht zu sagen. Ihre Formen sind natürlich tausendfach. Am schwersten zu missen erscheint sie uns bei solchen Gelegenheiten, die den Familiensinn von Zärtlichkeiten förmlich überfließen lassen. Namenstage, Geburtsfeste, Weihnachtsbescherungen und dergleichen sollte man nicht feiern, ohne dem Neckgeist weit die Pforten zu öffnen, wie er ja auch bei Polterabenden und Hochzeitsschmäusen zu allgemeiner Belustigung über dem glückstrahlenden Paar zu schweben pflegt, etwa wie eine Fliege, die regelmäßig dann unsere Nase zum Rastort wählt, wenn wir nach Tische behaglich auf dem Kanapee einnicken wollen.

Immerhin ist die Neckerei eine Gabe, die der eine besitzt und die dem andern abgeht, während das zweite Element des Karnevals, die Neigung zur Metamorphose oder Maskerade, eine allgemeinere Eigenschaft der Menschheit bildet, mag auch in ihrer Anwendung die größte Mannigfaltigkeit herrschen. Schon die Verkleidung in des Wortes eigentlicher Bedeutung, aber unabhängig von jeder Beziehung zur Fastnacht, erfreut sich einer Allerweltsbeliebtheit. Der intimen Familienerheiterung wie namentlich auch mit mehr oder minder Glück allerlei geselligen Zwecken dienend, erscheint sie vielleicht am hübschesten in jenen traulichen Augenblicken, da Frohlaune und Mutwille sie zu flüchtigster Ergötzung improvisieren. Soll es doch z. B. vorkommen,

Der Kuletschhot.

E kölsch Verzällche von Wilh. Koch*).

Wer hät se nit gekannt, de kölsche Originale un Strohßefigore, die vör zwanzig, dressig un mieh Johre durch uns Stadt bommelte: der Maler Bock, der Millewitsch, de Böckeröck, der Zebinge-Mann, et Elsterangen-Ev, der Freßklötsch usw. Mallich kannt se, un de Kinder hatte Freud, wann sie de Uevverrenzige vum ahle Kölle jooche. Jitz gitt et esu en Originale nit mieh, un et schad't och nix.

Der Kuletschhot wor och ein' vum dä Strohßefigore, — der Vorgänger vum Maler Bock. Hä wor bang för de Arbeit, drunk ävver gähn en Halv — och zwei, wann hä se kräg. Hä hatt e gähl, benäks brung Geseech, en ruth Oelligsnas, en Waaz om linke Backe un 'ne ruppigen Baat, wo de Motten dren wore. Gewöhnlich drog hä 'nen ahlen, huhen Hot, dä wie en Kuletschstang blänkte, e gro wölle Kamesool un en fussige Botz, die he ov do met bloo Gaan zesammegereith wor.

Et gingk op Fastelovend an, un en der „Iwige Lamp" en der Drankgaß sooß e Knübbelchen Häre us der Gesellschaff „Uzvügel", die am berode wore, wie se sich om nöhzte Maskenball, dä beim Harff om Domhoff avgehalde wäde soll, verkleide sollte.

„Ich maache mich 'ne spanische Steerfechter," säht der Philipp Warburg (dä dohzemol noch nit der „ahle" Philipp wor); „ich möchte das Kostüm eines Mausefallenkrämers wählen," meint' der Postassistent Stephan, — „un ich," reef der Siegers Franz, „maachen der Kuletschhoot; ming Figor paß ganz derför."

„Bravo," heesch et vun alle Sigge, „dat weed got wäde."

Der Franz Sieger wor 'ne löstige junge Mann vun em Johr ov dressig, dä en der Scheldergaß e Geschäff hatt. Hä maht gähn ene Jux un kunnt 'er eine verdrage. Je mieh de „Uzvügel" sich selvs un andere 'ne Schabernack spille kunnte, desto leever wor et inne. Zinter sechs Mond wor der Franz verheerot, un sih Fräuche — en ahdig, mobbelig Weech — drog et Männche rack op de Häng. Wann Uemmes je froot: „Wie geiht et, Frau Sieger, sitt Ehr zefridde en der Ih?" dann säht se met löchtende Auge: „Un wie! Minge Franz es der reinen Engel, solid, brav, fließig, — et kann gar keinen bessere gevve."

Der Daag wor kumme, wo Ovends dä Maskenball em Domhutell stattfinge soll.

Gägen Ovend geiht der Franz bei der Frisöör Lövenich op der Huhstrooß und säht: „Künnt Ehr mich zum Kuletschhot mache? De Pluute hann ich bei meer." — „Geweß, Här Sieger; da's kein Kuns."

Un der Lövenich gov sich an et färve, fisternöllen un knuse, un noh 'er halve Stund jäht hä: „Su, no seht Uech ens em Spegel, Här Sieger."

Der Franz schlog de Häng zesamme. „Donnerletsch, dat hat Ehr got gemaht! Wann ich nit wöß, dat ich der Sieger ben, glööv ich selvs, ich wör der Kuletschhot. Dat weed 'nen Hauppspaß wäde; om Ball wäden se all meine, ich wör dä versoffe Kähl, un op Sigg gonn — et eß zum kapott gonn!"

De Maske wor ävver och komm-il-soh; nix sählde: do wor et gähle Geseech, de ruth Nas, de Waaz om Backe — un de Kleider, die der Franz sich beforg hatt, woren akerat wie dem Kuletschhot de sing.

Wie der Sieger heimkom, reef sing Frau, die öm dat Krätzche woß: „Materdeies, bes d'et Franz, oder bes d'et nit?"

„Jo, ben ich et, Tringche! Wa, da's en Maske! Su originell eß noch nix do gewäs. Et eß eckersch schad, dat do nit mit gonn kanns, för da Jux ze sinn."

„No, ich blieve gähn ze Hus, Männche, wann do dich nor amüseesch. Aevver bliev nit ze lang, leeve Franz, söns krigen ich Unrauh. Ich blieven op, bes do küß."

„Glich noh zwölf ben ich he, leeve Nutz, dann hann ich des Gedööns genog."

En der Zick no, dat der Sieger beim Harff om Domhoff wor un sich amüseete, hatte zwei vum dä Uzvügel dä richtige Kuletschhot opgesohk un för in gesaht: „Mann, kutt met, Ehr sollt hück Kirmes hann. Mer wellen Uech trakteere — eß Uech dat rääch?"

„Natörlich, ehr Häre; ich hann esu ärgen Doosch hück, un noch nix ävver de Levver kräge."

„Ehr künnt esu vill drinke, wie ehr wellt, et kütt uns nit drop an. Wat wellt ehr hann: Wing, Beer oder Schabbau?"

„No, dann looß mer ens me'm Schabbau anfange; mer kann jo immer noch e Glas Wing drop setze."

„Dat Klieblatt maht sich op der Rett, un der Kuletschhot drunk wie en Senk; da Kähl hat rack kei Gebünn em Liev. Et ging us einem Hus en et ander — Schabbau, Beer un Wing durchenander, un zoletz knallden och noch e paar Champanjerfläsche. Die zwei Uzvügel nippten bloß, ävver der Kuletschhot schott sich ei Glas noh'm andere durch de Drankgaß; su 'ne goden Dag kom och nit östersch.

Aevver selvs der Kuletschhot wor am Enk esu sähn kumme, dat hä nit mieh kunnt; de Auge stunnten im deck vör dem Kopp, de Zung schlog Ihser, der Kopp seel schwer op de Bosch erav, un dann rötschte der ganze Minsch unger der Desch, wo hä wie 'ne Sack ligen blevv. Hä wor kanonevoll un kunnt kei Glidd mieh wäge.

„Jitz eß et Zick," säht einer vun dä Uzvügel, „ich hollen der Wage."

Der Wage kom, der Kuletschhot wod drenn gedrage, un dann gingk et noh der Scheldergaß bes am Siegers Franz sihn Hus. Et schlog grad halver zwölf. Als geschellt wood, slog de Frau Sieger an de Dhör, för ehre leeve Franz zo begröße. Aevver wat wor dat? Zwei Häre hatten 'ne Minsch unger de Aerme un schleppten in en et Huhs.

„Oem Goddes Welle, wat eß passeet?"

„Nix Schlemmes, Frau Sieger; brutt kein Angs zo hann. Oehre Mann hätt bloß jett ze vill gedrunke."

Der „Franz" goov kei Levvenszeiche vun sich. „Och, ehr leev Häre, wie eß dat mügelich? Hä eß doch nit krank?"

„Kein Ruth, eckersch stänevoll."

„Nä, nä, wer hätt dat gedaach? Wat fangen ich met dem Mann an?"

„Wann hä sich usgeschlofen hät, eß alles widder got, Frau Sieger. Solle mer in op et Bett drage?"

„Jo, sitt esu got."

Un die Zwei pänzten dä Kuletschhot de Trapp erop un laaten in, wie hä wor, op dat finge Bett met dä wieße Kösse. „Su, loht Oehre Mann stell lige; us künne mer in nit dunn."

„Villen Dank, ehr Häre; och, wat eß dat en Aelend!"

Wie et Tringchen allein wor, fing et hatt op an ze lugge, kräg de Lamp un löochte dem Kuletschhot en et Gesicht. „Jo, hä eß et, grad wie hä sottgegangen eß. Do muß et nett gekraut hann om Ball — fija, sich esu zo besuffe! Litt hä nit wie e Stöck Holz do? Ich ärm Dheer! . . . Franz, Franz, wie kunnste dat dunn? Ich hann gemeint, do wöösch esu 'ne soliden Ihmann — un no dat!"

Aevver der „Franz" säht kei Woot un schnarchten, als wöre zehn Sägen am arbeide gewäß.

Der Schloof wor dem Tringche vergange; de jung Frau satz sich nevven et Bett un kresch, dat de Thronen ehr en der Schnuß peckelte. Ehr ganz Ihglöck hat ene Stoß kräge — wat wöpd dat en der Zokunf gevve? . . .

Do schellt et noch ens — et gingk dem Tringche durch Mark un Bein. Wat kunnt dat sin? Wor et Leid noch nit groß genog? Stief blevv de Frau setze, lunsterte un zidderte.

Ald widder schellt et — jett haader un länger. De Frau gingk ahn et Finster un frogte: „Wer eß do?"

„No, wer andesch als ich — mach doch op!"

„Wer eß do?"

„Der Franz! Looß mich doch nit esu lang waade, Nutz. Hann ich nit got Woot gehalde? Et eß ävvens zwölf."

„Alle gode Geister lobe Gott!" schreit et Tringche un kritt sich me'm Kopp. „Franz, dinge Geiß eß et, do liß jo ald en halv Stund em Bett!"

„Maach doch kei Gedööns, Tringche. Kennste mich dann nit?"

„Gangk, gangk, ich hann Dudsangs. Et eß de Geisterstund. Leev veezehn Nuthelfer, stoot mer bei!"

„No hann ich es bahl satt, Frau; beß do ävvergeschnapp? Wann do nit slöck opmähs, tredden ich de Dhör en. Meinste, et wör nett, en der Kält he zo stonn?"

Met zidderige Bein gingk et Tringche de Trapp erav un maht

*) Aus „Oemmerjöncher." Verlag von Bachem, Köln. Preis 75 Pfg.

daß selbst ein „würdiger Biedermann und Ratsherr lobesam“ in glücklicher Frühlings- und Frühstücksstimmung mit der Morgenhaube der Gemahlin sein Haupt schmückt, indessen sie mit seinem keck aufs Ohr geschobenen Bibi vor den Spiegel tritt und einen Schnurrbart zwirbelt, der zum Glück nicht vorhanden ist.

Interessanter und reicher bietet sich der Trieb zur Maskerade außerhalb des letzten und losesten Zusammenhanges mit irgendwelcher bewußten Narretei dar, also wo er ganz und gar in vollem Ernste sich geberdet. Da ist zunächst zu nennen die Sucht der eleganten Welt beiderlei Geschlechts, jederzeit nach dem Gebote der allerneuesten Mode sich zu kleiden oder zu — verkleiden, wie man es ja in vielen Fällen mit größerem Rechte bezeichnen kann. Nicht minder ist ernsthafteste Maskeradelust bekanntlich einer der hervorstechenden Züge des Kindesalters. Es handelt sich da um Nachahmungen im Bewußtsein unbedingter Treue, ja noch mehr, um Metamorphosen, die die Einbildung dank einer über die Maßen beweglichen Phantasie vollzieht, so daß es kaum etwas gibt, was die kleinen Verwandlungskünstler nicht ihrer naiven Karikierung unterwerfen: von der Respektsperson des weisen Lehrmeisters bis zum Gekläff von Nachbars Spitz.

Wenn geistreiche Herrscher zum genaueren Studium ihrer Untertanen sich im schlichten Bürgerkleide unter sie mischten, mochten sie das als ihre Regentenpflicht betrachtet haben. Allein damit verstrickt war doch wohl auch unser zweites Element, wie es entschiedener allerdings die Inkognitomaske zeigt, dahinter Fürsten, müde des ewigen Repräsentierens, auf Reisen sich verbergen, um einmal unter Menschen, wenn auch nicht schlechtweg ein Mensch, so doch wenigstens ein Graf oder Baron zu sein.

Eine der hübschesten Masken- oder Metamorphosen scherzernsthafter Art liefern nicht selten unsere deutschen Universitätsprofessoren. Zwischen der Wissenschaft, als deren höchste Vertreter sie gelten, und der Poesie klafft eine Kluft, die unüberbrückbar scheint. Und doch gibt es Professoren, Leuchten in ihrem Fach, die es unwiderstehlich hinüber in das lustige unwissenschaftliche Phantasiereich treibt, die in den Stunden der Muße der Muse opfern, und was sie geopfert haben redlich austeilen unter die deutsche Zeitgenossenschaft. Dabei braucht man nicht gerade an eine so merkwürdige Doppelerscheinung wie den Dichterprofessor Felix Dahn zu denken, auch nicht als Beispiele Philosophen, Kunst- und Literaturforscher heranzuziehen, in deren Adern immerhin noch so viel Humanistenblut rollen mag, um, wie der alte Christian Fürchtegott Gellert, die Aesthetik, die sie lehren, auch praktisch zu betätigen. Nein, das schönste ist, daß sogar unter den Beherrschern der unpoetischsten Disziplinen, wie Naturwissenschaft, Medizin und Juristerei, sich ganz charmante Poeten befinden, denen im formschönen Verskostüm man wahrlich nicht ansieht, daß sie für gewöhnlich den Kittel einer mit Fachausdrücken geflickten Prosa am Leibe haben.

Welt und Wissen.

(KV) **Können die Vögel riechen?** Die Naturforschung erstreckt sich heute auf alle möglichen Fragen, und es dürfte fast schwer halten, etwas zu finden, worüber noch nichts gearbeitet und geschrieben worden ist. So hat man auch das Vogelhirn untersucht und dabei gefunden, daß der Geruchsinn der Vögel nur schwach entwickelt sein kann. Jedoch fehlen die Gehirnzellen, denen der Geruchsinn zugeschrieben wird, bei keinem Vogel ganz. Es scheint ferner, daß bei Vögeln, die ihre Nahrung im Meer suchen, wobei der Geruch der Vermutung nach, nur von geringem Wert sein kann, der Geruchsinn besser entwickelt ist als bei andern Vögeln, die von diesem Sinn mehr Gebrauch sollten machen können. Die Erforschung der Gewohnheiten der fleischfressenden Vögel hat bewiesen, daß ihr Geruchsinn zum mindesten nicht scharf genug ist, um ihnen bei der Auffindung der Nahrung wesentliche Dienste zu leisten. Wenn der Leichnam eines Tieres auch nur im Geringsten versteckt liegt, so ist er vor dem Angriff der Geier und anderer Aasfresser sicher. Zuverlässige Beobachtungen über den Gebrauch des Geruchsinn bei den Vögeln liegen aber überhaupt nicht vor; die Ansicht der Taubenbesitzer, daß Tauben vom Geruch von Anis angelockt würden, wird von den wissenschaftlichen Theoretikern als falsch bezeichnet. Dr. Hill beschreibt in der Nature einige weitere Versuche über den Geruch der Vögel. Er hatte ein Paar Truthühner in einen Käfig eingesperrt, der durch eine Falltür von einem eingezäunten Gang getrennt war. In diesen Gang wurden täglich zwei Häufchen Körner rechts und links von der Falltür gelegt. Unter einen der Haufen wurden, abwechselnd unter den rechten und den linken, verschiedene stark riechende Stoffe verborgen. Morgens erhielten die Vögel in ihrem Käfig eine leichte Mahlzeit. Um 2 Uhr wurde die Falltür geöffnet. Es war merkwürdig zu sehen, daß nach den ersten paar Tagen fast immer die Henne zuerst herauskam und immer zu dem Haufen zur Rechten ging, während der nachfolgende Hahn sich dann über den linken Haufen hermachte. Nachdem er eine Weile gefressen hatte, probierte er gewöhnlich auch von dem Haufen der Henne ein wenig, während sich die Henne ihrerseits niemals einen solchen Uebergriff erlaubte. Bei den ersten Beobachtungen wurde unter einem der Haufen ein Stück mit Asafötida, mit Anis oder Lawendel, mit Baldrian oder gepulvertem Kampfer getränkten bzw. bestreuten Brotes versteckt. Wenn die Vögel etwas von dem Brot mit dem Schnabel erwischten, so hoben sie den Kopf hoch in die Höhe, schüttelten ihn heftig, pickten aber gleich darauf an den Körnern weiter. Diese Experimente zeigten also, daß die Truthühner weder Vorliebe noch Widerwillen gegen einen der benutzten Riechstoffe hatten. Nun wurden stärkere Mittel angewandt. Die Körner wurden auf ein umgekehrtes Sieb gestreut, unter dem die Riechstoffe untergebracht wurden. Einmal wurde Karbid, das in Wasser gelegt Azetylengas entwickelte, benutzt. Die Vögel schienen nichts davon zu bemerken. Sie beendeten auch ruhig ihr Mahl, als das Karbid durch Schwefelkohlenstoff ersetzt worden war, und wenn sie danach das Sieb mit dem Fuß umstießen, so geschah es augenscheinlich nicht in Zusammenhang mit einer Wahrnehmung des darunter befindlichen Gegenstandes. Als sie diesen aber bemerkt hatten, betrachteten sie die darin befindliche farblose Flüssigkeit, indem sie ihre Schnäbel dicht darüber hinbeugten, ohne sie aber zu berühren. Freilich hatten sie kurz vorher Wasser getrunken. Nun wurde gar ein mit Chloroform gefüllter Schwamm unter das Sieb gelegt. Die Henne fraß ruhig, und erst als der Körnervorrat fast zu Ende war, wurde ihr Picken immer langsamer, und es zeigten sich die Wirkungen einer teilweisen Betäubung, die beim Truthahn ganz ausblieben. Erst nachdem rauchende Schwefelsäure mit gepulvertem Cyankali unter das Sieb gelegt war, nahm der Truthahn Reißaus. Nach diesen Beobachtungen muß das Geruchsvermögen der Vögel freilich ein sehr geringes sein. [o]

(KV) **Marken der Philippinen-Inseln.** Bisher gab es für die neue amerikanische Kolonie Philippinen nur die gewöhnlichen Marken der Union mit Aufdruck. Jetzt wird die Kolonie eigene Marken erhalten mit der einfachen Aufschrift Philippine Postage ohne Andeutung der amerikanischen Oberhoheit. Es ist noch in aller Erinnerung, wie der Führer Aguinaldo, nach Vernehmlungen mit dem amerikanischen Konsul in Hongkong den Freiheitskampf einleitete und führte, um nachher, als er den Sieg beinahe erfochten hatte, einzusehen, daß er nur für die Amerikaner gearbeitet hatte, sodaß nunmehr der Kampf der Filipinos gegen die „Befreier“ sich richtete. Auf den Briefmarken nun soll die amerikanische Oberhoheit nicht weiter angedeutet werden, als durch die englische Sprache. Die Marke von 2 Cents — die am meisten in Verkehr kommt — soll das Bildnis des Revolutionärs und Dichters Rizal tragen. Rizal ist von den Spaniern erschossen worden, und die Amerikaner wollen wohl auf diese Weise die übrigens längst erledigte Abneigung der Filipinos gegen Spanien als Hülfsmittel gegen den Amerikanerhaß heranziehen. ng

(KV) **Das Altern der Tiere.** Ein altes Pferd oder ein alter Hund ist leicht an seiner Häßlichkeit, an den trägen Bewegungen, an den abgenutzten Zähnen und den glanzlosen und ergrauten Haaren zu erkennen. Ein Hund im Alter von 12 bis 15 Jahren verrät auch dem ungeübten Beobachter sofort alle Anzeichen des Greisentums. Die Vögel erhalten sich viel besser und länger. Ein Kanarienvogel kann noch mit 24 Jahren seine jugendliche Beweglichkeit bewahrt haben, und auch an seiner äußeren Erscheinung werden keine Anzeichen des vorgeschrittenen Alters zu bemerken sein. Die Papageien, die Männchen wie die Weibchen, erhalten sich viele Jahre im Zustand wirklicher Jugend. Insbesondere nimmt die bei den Papageien so ausgeprägte Neugier, das Interesse für alle Leute und Dinge der Umgebung, nicht ab. Der Glanz und die reiche Farbe des Gefieders bleiben unverändert. Das Pariser Pasteur-Institut besitzt einen Papagei, der 65—75 Jahre alt sein muß, ohne daß man ihm seine Jahre ansehen könnte. Solche Tatsachen bestätigen die Regel, daß die Vögel weit langlebiger sind als die meisten Säugetiere. Eine Maus ist schon nach wenigen Jahren alt und lebt, selbst wenn sie eines natürlichen Todes stirbt, kaum über fünf Jahre, während der noch kleinere Kanarienvogel 15—25 Jahre alt wird. Das Geflügel ist im allgemeinen noch am leichtesten auf das Alter zu schätzen, und der Jäger und noch mehr der Geflügelhändler und hoffentlich auch recht viele Hausfrauen werden sich darin sicher fühlen, die Jahre einer Ente und eines Rebhuhns wenigstens ungefähr bestimmen zu können. Die gewöhnlichen Erkennungsmittel sind die Festigkeit des Schnabels und die Beschaffenheit des Sporns, während die Farbe der Federn ein wenig zuverlässiges Merkmal bildet. Uebrigens verändern viele Vögel ihr Gefieder nach der Jahreszeit. [o]

** **Vom Hering und anderen Fischen.** Konnte schon in den Vorjahren und namentlich im Frühjahr 1903 eine erhebliche Zunahme von Heringen im Kaiser Wilhelm-Kanal festgestellt werden, so gilt dies noch mehr vom Frühjahr 1904, wo der Fang sehr reichlich ausfiel. Von sachverständiger Seite wird der Gesamtfang des letzten Frühjahrs im Kanal auf 18 000 Wall veranschlagt. Am lohnendsten war der Heringsfang bei Schirnau, Borgstedt und Büdelsdorf, und zwar sind es die Pächter des Schirnauer und Audorfer Sees, nebst den Pächtern der Büdelsdorfer Fischerei, die den Fang mit Waden und Stellnetzen betreiben. Der Hauptaufstieg der Heringe von der Ostsee in den Kanal erfolgt im April. Der Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel hat konstatiert, daß im Mai Schiffe, die sich in der Mitte des Schirnauer Sees begegneten, durch einen förmlichen Brei von Heringen fuhren. Wie weit die Heringsschwärme nach Westen vorgedrungen sind, ist nicht festgestellt worden. Nach Mitteilungen von Schiffern, die den Kanal häufig passieren, sollen jedoch an einigen Tagen Heringe in größerer Zahl bei Brunsbüttel gesehen worden sein. Nach der Angabe von Elbfischern scheint übrigens kein Zweifel daran zu sein, daß sich die aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal kommenden Heringe bereits häufiger in der Unterelbe finden. Sie werden dort oft gefangen; durch ihre Körperbeschaffenheit unterscheiden sie sich von den Nordseeheringen deutlich und erfreuen sich besonderer Wertschätzung bei den Elbfischern. Im August waren die großen Heringe aus dem Kanal so ziemlich verschwunden; an ihre Stelle waren Schwärme kleiner Heringe (Heringslarven) getreten, die sich anschickten, den Kanal zu verlassen, um in die Ostsee zu gelangen. — Außer den Heringen waren im Kanal Strufbutt in größeren Mengen anzutreffen. Brassen, Barsch, Hecht, Plötz, Rotaugen usw. sind besonders im Audorfer, Schirnauer und Flemhuder See vertreten. Zander pflegen die Seen während des Erscheinens der großen Heringsschwärme zu verlassen und halten sich dann meistens im westlichen Teile des Kanals auf. Der Aalbestand ist andauernd ein guter. Am größten sind die Aale im Flemhuder und Schirnauer See. Im Audorfer See und weiter westlich von diesem nehmen die Aale an Größe ab, wie denn überhaupt im westlichen Teile des Kanals die Fische kein so gutes Gedeihen zeigen als im östlichen Teile. Von Kilometer 10 bis Brunsbüttel werden überhaupt nur Aal, Stint und Kaulbarsch gefangen.

Allerlei von nah und fern.

** **Ein erschütterndes Bild**, erzählt das Wiener Extrablatt, enthüllte eine beim Bezirksgericht Landstraße gegen den 14jährigen Leopold Winker wegen Bettelns durchgeführte Verhandlung. Der Knabe gesteht, betteln gegangen zu sein, weil er dazu gezwungen war. Der Vater ist tot. Drei kleine Kinder sind zu Hause außer ihm, und die Mutter, eine Bedienerin, lag krank. Die Kinder schrien um Brot. Er sei fortgegangen, um ein paar Kreuzer zu erbetteln. Richter: „Wieviel Kinder seid ihr?“ Knabe: „Vier.“ Richter: „Wer ist das älteste?“ Knabe: „Ich“. Richter: „Ah so, und da hast du die Verpflichtung gefühlt, etwas herbeizuschaffen?“ Knabe: „Ja.“ Richter: „Hat die Mutter gewußt, daß du betteln gehst?“ Knabe: „Ja.“ Der Richter läßt dann die Mutter rufen. Sie gibt unter Tränen an, gewußt zu haben, daß ihr Sohn betteln gehe. Sie habe ihn aber nicht zurückhalten können, da sie zu Bette lag. Dann sei sie eigentlich froh gewesen, daß der Knabe so mutig war und fortging. Der Richter sprach den Knaben frei, weil unwiderstehlicher Zwang vorlag. Mit einem erleichterten „Küß die Hand“ gingen Mutter und Kind zur Tür hinaus.

** **Ein Krieg gegen das Spucken** wird in New York mit größter Erbitterung geführt. An einem Abend wurden von den Beamten des Gesundheitsdienstes 26 Leute verhaftet, die dabei betroffen wurden, wie sie an öffentlichen Orten ausspieen. Dabei wurde, so schreiben die Berl. N. Nachr., kein Unterschied gemacht zwischen den Herren in Gesellschaftskleidung und den Männern im abgerissenen Anzug. Ein bekannter Rechtsanwalt wurde im Foyer des Opernhauses verhaftet. Wer nicht 400 M. Kaution stellen konnte, wurde auf dem Polizeibureau festgehalten, und so blieben eine große Anzahl Leute die Nacht über in der Zelle. Am nächsten Morgen kamen sie vor den Friedensrichter, der ihnen eine Strafe von einem Dollar zudiktierte.

(KV) **Eine Frau, die nicht über ihren Stand hinaus wollte,** ist in Brüssel einem Unglücksfall erlegen. 80 Jahre alt starb dort im Hospital an Brandwunden eine Frau Janssens. Obwohl im Besitze von 800 000 Franken, führte sie stets das Leben einer ganz einfachen Arbeiterin; lange Zeit verwaltete sie die Stühle in der Peterskirche. Ihre Kinder — der Mann ist lange tot — erzog sie, wie arme Mütter es tun. Dieselben mußten mit ihrer Hände Arbeit sich ernähren; sie erhielten in die Ehe jedes 60 Franken mit. Bis vor wenigen Jahren lebte die Frau in dem wenig angenehmen Petersviertel; damals machte die Stadt aus Gesundheitsrücksichten einen Straßendurchbruch und bezahlte der Frau für ihre enteigneten Häuschen 90 000 Franken.

(KV) **Londons ältester Mann.** Seinen 108. Geburtstag beging am 15. d. M. James Macnally als ein Bewohner des Heims der Kleinen Schwestern der Armen in Meadow Road, S. Lambeth, London. Der Hundertachtjährige wurde am 15. Februar 1797 in Irland geboren, unter der ersten Regierungszeit von William Pitt. So hat der Alte in drei Jahrhunderten gelebt und unter fünf englischen Herrschern. Er erinnert sich deutlich an die Erzählungen von der Seeschlacht bei Trafalgar 1805 und der Schlacht bei Waterloo 1815. Er war Schreiner. Im Alter von fast 60 Jahren wanderte er noch nach Amerika aus und lebte dort bis 1878. Im Alter von 95 Jahren wurde er in die Heimstätte der Schwestern aufgenommen. Am 15. Februar 1897 hatten die Schwestern dem Hundertjährigen ein kleines Fest bereitet, und Msgr. Bourne — heute Erzbischof von Westminster als Nachfolger des Kardinals Vaughan — wohnte jener Feier bei. Der alte Macnally ist noch ganz munter, sieht und hört gut, raucht sein Pfeifchen, hat Besuche gern und liebt es, sich mit seiner Umgebung zu unterhalten. ng

** **Ein Eisbär erfroren!** Im Chicagoer Zoologischen Garten ist in der vorigen Woche ein Eisbär erfroren. Er befand sich dort seit 23 Jahren und hat sich während der Gefangenschaft augenscheinlich verweichlicht. Daher konnte er trotz seines dicken Pelzes und des reichlichen Futters die Ende voriger Woche in Chicago herrschende Kälte — 26 Grad — nicht ertragen und wurde eines Morgens steif in seinem Zwinger gefunden, gerade als man beschlossen hatte, ihm eine wärmere Behausung zu geben.

(KV) **Wieder ein großer Diamant gefunden.** Ein Diamant von 334 Karat ist, wie aus Johannesburg gemeldet wird, in der „Premier Mine“ entdeckt worden in der Nähe der Stelle, an der man vor kurzem den Diamanten von 3030 Karat fand. Diamanten von dieser Größe sind häufig in den De Beers-Minen gefunden worden. Der Wert des Diamanten kann 100 bis 600 M. für einen Karat betragen.

** **In den japanischen Theatern** ist es, dem Ostasiatischen Lloyd zufolge, üblich, daß ein Besucher, der auf eine gewisse Zeit das Haus zu verlassen wünscht, sich nach dem Pförtner begibt und ihm die rechte Hand entgegenstreckt. In das Innere derselben — sagt ein englisches Blatt — drückt der Beamte mittelst eines Kautschukstempels ein Zeichen auf, das dem Besucher die Rückkehr ermöglicht, ohne daß er eine Nachzahlung zu leisten hat. ... Zur Nachahmung empfohlen.

(KV) **Blei statt Gold.** Auf dem Wege von den Kolar-Goldfedern in Indien nach London ist eine Kiste Goldbarren im Werte von 64 000 M. gestohlen und durch eine Kiste mit Blei und Eisen ersetzt worden. Neun Kisten mit Goldbarren wurden in Bombay am 20. Dezbr. nach London eingeschifft, in dem festen Gewahrsam des Schiffes untergebracht und dort sorgfältig bewacht. Die neun Kisten kamen anscheinend auch ebenso, wie sie eingeliefert waren, im englischen Hafen an, wurden nach der Bank von England befördert und dort in Geldschränken untergebracht, bis sie dem Käufer abgeliefert wurden. Als dieser dann die Kisten öffnete, fand er zu seinem Erstaunen in einer Kiste statt des erwarteten Goldes Eisen und Blei ... Da vier Wochen zwischen der Ankunft der Kisten in London und der Entdeckung des Diebstahles verflossen sind, hat die Polizei für ihre Untersuchungen wenig Anhaltspunkte; man glaubt aber, daß der Diebstahl schon in Indien begangen wurde.

Chinesisches.

A Zining (Südschantung), 26. Dez. 1904.

Wir haben hier in Zining am 23. November d. J. die feierliche Eröffnung der großen Stadtschule erlebt. Dieselbe ist in den weiten Räumen des früheren Hotäjamens, d. h. dem Palais des obersten Mandarins für Wasserbauten und Kanalisation in Schantung errichtet worden. Der Dotä Can von Jen-Y-Zo-Zi d. h. von Jenchoufu, Ychoufu, Zochoufu, Zining verwandelte dieses Jamen in ein Stadtgymnasium. Anfangs November war es vollendet. Zurzeit hat es etwa 60 Schüler, von denen die meisten schon den chinesischen Doktorgrad haben. Unser P. Peulen hat jeden Tag fünf Stunden Unterricht dort zu geben. Außerdem sind noch einige chinesische Lehrer mit den höchsten Gelehrtengraden dort angestellt. Es wird an europäischen Unterrichtsfächern vorläufig nur Deutsch, Geographie, Rechnen, Physik und Turnen dort gegeben. Die Schüler erhalten vom Staate Beköstigung, Wohnung und noch ein kleines Handgeld obendrein. Aber der Zudrang zu dieser Schule ist sehr gering und zwar hauptsächlich wegen der Verpflichtung der Schüler, sich an dem europäischen Unterricht zu beteiligen. Es ist nicht zu beschreiben, wie linkisch sie sich zuerst in diesem Unterricht erweisen, namentlich, wenn sie schon im vorgerückten Alter stehen, denn es sind die Väter und die Söhne auf derselben Klasse.

---

vörsichtig de Dhör op. „Wat sall dat heische, Frau, wat mähyste för en Geschichte?“

„Jo — öm Goddeswelle, do ligs doch em Bett!“

„Ich? He stonn ich jo! Ich gläuv, do dräumbs oder fantaseet'sch.“

„Dann komm un süch selvs.“

De Franz schott der Kopp, et Tringche schott der Kopp, un keiner woß, wat hä sage sollt. Der Franz nohm de Lamp, gingk en et Schlofzemmer — un wod ganz paff. Richtig, do log hä, dat heisch ene Minsch, dä akerat usjooch wie hä jitz, ävver och ganz genau wie hä.

„Hät dann der Düvel sing Hand em Spill? Ligen ich do oder stonn ich he? ... Wie eß dä Kähl herkumme?“

„Zwei Häre hann dich vör er halve Stund heimbraht.“

„Mich? — Oder dä do?“

Der Franz reß sich de Kuletschhots-Pürk, der Baat av un woosch sih Geseech. „Su, kennste mich jitz?“

„Gott sei Dank, leeve Zuckerfranz!“

„Och, mer geit en Lantän op! Dä do litt, eß der rächte Kuletschhot; se hann uns ene Schabernack gespillt. Wer wore die zwei Häre?“

„Ich kenne se nit; se woren halver maskeet.“

Der Franz laachten, dat hä op ene Stohl feel, schleisten der Kuletschhot us dem Bett en de Köch, goov singem Tringche 'nen Butz un säht: „De Wetz wor nit schlääch — ävver wann ich die Pooschten eruskrige!“

Es macht den Eindruck, daß das Bestreben der Mandarine, Schulen zu errichten, von oben her geweckt ist. Es scheinen sogar diesbezüglich unmittelbar kaiserliche Edikte an die Mandarine gelangt zu sein; denn wenn irgend eine Klasse von Menschen in China den kulturellen Bestrebungen feind ist, so sind es an erster Stelle die Mandarine. Dies zeigt aber auch der Umstand, daß bis zur Stunde noch kein Chinese von den zuständigen Behörden befördert wurde, der europäische Bildung genossen oder gar in Europa gewesen ist. Ich kenne verschiedene Mandarine, die in Europa waren; aber sie beklagten sich aufs tiefste, daß sie, nachdem sie nach China zurückgekehrt seien, einfach zum alten Eisen geworfen würden. Wenn solche Beamten unmittelbar von Peking aus ihre Anstellung erhalten, wird es etwas anders sein, aber deren sind sehr wenige, und auch dann werden die betreffenden Vorgesetzten noch Vorurteile genug gegen solche zu nähren wissen, um sie bald wieder kalt zu stellen.

Das Bestreben der Regierung, Schulen zu errichten, geht sogar so weit, daß sie all die Bonzenklöster, welche große Liegenschaften haben, aufheben will, um von dem Besitz dieser „Klöster" die Schulen zu fundieren. Schon ist ein diesbezügliches, kaiserliches Edikt erschienen. Den einzelnen älteren Bonzen sollen je drei Morgen Land überwiesen werden, wovon sie leben sollen; die jüngeren sollen einfach wieder in ihre Familie zurückkehren. Die Pagode mit den Gebäulichkeiten und Inventar soll in Schulräume und zu Schulzwecken umgewandelt und verwendet werden. Die Bonzen halten zurzeit große Versammlungen ab und beraten, was sie in diesem „Kulturkampfe", der gegen sie ausgebrochen ist, machen sollen. Es sind hier in der Stadt gegenwärtig mehrere hundert Bonzen aus ganz verschiedenen Niederlassungen der Umgegend und auch aus weiter Ferne versammelt. Sie machen eine Art Noviziat durch und dann werden sie durch die Feuerprobe von neuem gefestigt und zu den ewigen Gelübden zugelassen. Die Feuerprobe besteht darin, daß dem Kandidaten auf den kahl geschorenen Schädel brennende Räucherstengel gelegt werden, welche nach Art einer Zigarre langsam weiter brennen und zu Asche verglimmen. Wer es aushält, diese Stengel von der Länge etwa eines Bleistiftes auf dem nackten Schädel verglimmen zu lassen, ohne sich zu bewegen und zu zucken, der hat die Probe bestanden, die anderen werden noch nicht zu den Gelübden zugelassen. Durch solche Zeremonien, welche sie meistens öffentlich vornehmen und wozu sich große Volksmengen einfinden, suchen sie die Meinung des Volkes wieder für sich zu gewinnen, was sie umsomehr brauchen, da sie und ihr ganzer Stand beim Volke im Rufe großer sittlicher Verkommenheit stehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie das Volk bei den gegenwärtigen Maßnahmen der Regierung für sich gewinnen und schließlich Unruhen weniger gegen die Regierung, als gegen die Europäer, welche sie als Urheber solcher Maßnahmen betrachten, hervorrufen.

Dabei dürften die hier umgehenden Gerüchte über den Krieg im Osten ihnen willkommenen Zunder bieten. Schon seit Monaten wurden hier und anderorts viele Anwerbungen von jungen Leuten gemacht, unter ganz verschiedenen Titeln, wie Bahnbauarbeitern, Grenzwächtern, Hafenarbeitern usw. Aber das Volk sagt: „Sie werden in das japanische und russische Heer gesteckt und müssen sich gegenseitig niederschießen." Merkwürdig dabei ist, daß sogar hohe Mandarine, die es besser wissen könnten, offen sagen, bei der Schlacht bei Liaujang seien sowohl auf russischer wie japanischer Seite von zehn Gefallenen wenigstens acht Chinesen gewesen, die von den Russen und Japanern in der Mandschurei und anderorts für Geld angeworben seien.

Der hiesige Dotä Can und andere Mandarine besuchten uns während des Sommers und bei der Konsekration des Bischofes Mgr. Henninghaus. Interessant ist es, von diesen Beamten zu erfahren, wie sie über die Europäer verschiedener Nationen denken. Nicht alle sprechen sich so unverhohlen aus, wie es vorigen Sommer ein General in Jenschousu tat, der damals 1900 in Botingfu war und so ziemlich mit allen Führern der europäischen Truppen Bekanntschaft gemacht hatte. Nach seinem Urteile standen die Japaner an Gesittung und Taktgefühl oben an, dann kamen die Engländer, nach diesen die Russen. Am ungünstigsten fiel sein Urteil über die Deutschen und Franzosen aus. Bei den anderen Mandarinen wird auch so ziemlich diese Stufenleiter eingehalten, wenn sie auch nicht so gerade heraussagen, was sie denken. Ganz ähnlich hörte ich einmal einen vornehmen Chinesen, der lange in Tientsin war, über die verschiedenen Nationalitäten in Tientsin sich äußern. Wenn ein solches Urteil wirklich richtig wäre, hätten wir Grund, uns unserer Landsleute zu schämen. Auf jeden Fall erkennt man daraus aber, daß die „Schneidigkeit", mit der die Deutschen gegen die Chinesen meistens vorgehen, nicht sonderlich ihre Herzen gewinnt. Fast überall hörte ich die Engländer in dieser Beziehung loben. Diese bringen Geschenke, passen sich dem Chinesen soweit wie möglich an, suchen sich ihm gegenüber uneigennützig zu zeigen, und das gefällt dem Chinesen. Schneidigkeit stößt den Chinesen ab, denn im Grunde ist jeder Chinese ein großes Kind, und danach muß er behandelt werden. Ich hatte Gelegenheit, mit Bahnbauingenieuren zu sprechen. Was man da nicht alles zu hören bekommt! Und dies wissen die Chinesen und an erster Stelle die Mandarinen auch, und wenn sie die Deutschen nach solchen Kulturverbreitern abschätzen, dann haben sie vollkommen recht, wenn sie die Deutschen und Franzosen auf die unterste Stufe der Gesittung stellen. Es ist nur schade, daß die guten unter diesen deutschen Beamten mit den minderwertigen auf eine Stufe gestellt werden.

Vermischtes.

(KV) **Wie große Musiker üben,** darüber plaudert eine englische Zeitschrift. Paganini wurde von seinem ehrgeizigen und habsüchtigen Vater gezwungen, täglich zehn bis zwölf Stunden zu üben, und er war des Violinspiels so überdrüssig geworden, daß er es aufgab und sich der Landwirtschaft zuwandte. Aber diese Laune ging bald vorüber, und er übte dann wieder mit größtem Fleiße. Rubinstein soll folgenden Ausspruch getan haben: „Wenn ich einen Tag nicht übe, weiß ich es; versäume ich es zwei Tage, so wissen es meine Freunde, und übe ich gar drei Tage nicht, so weiß es das Publikum." Als Joachim noch studierte, lebte er im Hause seines Lehrers. Das Zimmer, in dem er übte, hatte keine Fenster und nur eine kleine Glasfüllung in der Tür. Wenn der Klang der Violine einen Augenblick aufhörte, sah der Lehrer gleich durch die Glastür. Als Mendelssohn einmal Orgelvorträge veranstaltete, sagte er: „Meine Arbeit nahm mich so gefangen, daß die Tage wie Stunden vergingen. Ich übte Pedalläufe, bis das Gehen auf der Straße sich in eine Fuge verwandelte, so automatisch waren meine Bewegungen geworden." Von Sarasate wird erzählt, daß er nur übt, wenn er neue Werke für ein Konzert einstudiert. Er sagt: „Ich bin kein Sklave der Violine; die Violine ist mein Sklave." Paderewski übt auch gern zur Nachtzeit. Er geht in das Lager von Messrs. Erard, zu dem er jederzeit Zutritt hat, und dort spielt er die ganze Nacht, wobei der Nachtwächter der einzige Zuhörer ist. Nach diesem nächtlichen Ueben geht er in sein Hotel, schläft und erwacht erfrischt zu seinem Konzert. ⊠

** **Wann soll man Taschenuhren aufziehen?** Auf diese Frage gibt das Journal Suisse d'Horlogerie folgenden Bescheid: Am Morgen, und zwar aus diesen drei Gründen: Erstlich entwickelt eine frisch aufgezogene Uhrfeder mehr Kraft und ist deshalb leichter imstande, die Erschütterungen, welche während des Tragens auf den Balancier einwirken, zu neutralisieren. Zweitens soll eine Uhr 32 Stunden gehen; vergißt man sie am Abend aufzuziehen, so bleibt sie gewöhnlich in der Nacht stehen, und falls man nicht eine andere Uhr zur Verfügung hat, ist man völlig im Unklaren über die Zeit. Zieht man die Uhr am Morgen auf, so steht sie allenfalls mitten im Tag still, so daß man mit Leichtigkeit die richtige Zeit ermitteln kann. Am Abend, und das ist der dritte Grund, passiert es unter dem Einfluß der überreizten und müden Nerven leicht, daß die Feder abgedreht wird. Am Morgen kommt das weniger vor. Auch ein viertes kommt bei manchem in Betracht, nämlich, daß er sich des Morgens regelmäßiger erhebt, als des Abends niederlegt.

(KV) **Wie lebt man lange?** Die Frage, wie man lange lebt, beantworten einige alte Leute in einem Artikel der Februarnummer des Grand Magazine wie folgt: Lord Gwydr, 95 Jahre alt: Nicht rauchen, körperliche Uebungen im Freien, Mäßigkeit. Lord Grimthorpe, 88 Jahre alt: Nicht rauchen, Mäßigkeit im Essen und Trinken. Earl Nelson, 82 Jahre alt: Nicht rauchen, früh aufstehen, Mäßigkeit, keine Heilmittel. Sir W. Huggins, 81 Jahre alt: Nicht rauchen, wenig Fleisch, Milchdiät. Sir W. L. Drinkwater, 92 Jahre alt: Nicht rauchen, Leibesübungen im Freien, sieben Stunden Schlaf. Professor Mayor, 81 Jahre alt: Nicht rauchen, strenger Vegetarianismus, keine Leibesübungen, lebt von zwei Pence (etwa 17 Pfg.) täglich, steht um 4 Uhr auf, sieht noch mit voller Schärfe. Dr. George S. Keith, 86 Jahre alt: Raucht gelegentlich, trinkt dann und wann Wein, ißt wenig Fleisch oder Fisch und nimmt viel Milch. W. P. Frith, 86 Jahre alt: Zwei Mahlzeiten täglich, drei Zigarren, einen Eßlöffel voll Whisky und regelmäßige Leibesübungen. H. G. Davis, 82 Jahre alt: Nicht rauchen, drei kräftige Mahlzeiten, regelmäßige Leibesübungen. Sir F. S. Haden, 86 Jahre alt: Sieben Stunden im Bette, wenig Fleisch und wenig Wein. Bemerkenswert ist, daß der einzige Achtziger, der raucht, erklärt: „Ich wünschte oft, ich hätte nie rauchen gelernt, denn ich bin sicher, daß es nicht gut tut." ⊠

(KV) **Die Schule des Schlafes.** Eine Schule, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, einen „anmutigen Schlaf" zu lehren, konnte natürlich nur in Amerika begründet werden, wo alles seines Erfolges sicher ist, wenn es nur seltsam genug erscheint. Die Schule ist, wie eine englische Zeitschrift mitteilt, nur für Damen bestimmt, und sie bezweckt, ihnen ihre Schönheit durch vollkommene körperliche Ruhe zu bewahren. Viele Aerzte hegen die Ansicht, daß die Frauen ihr gutes Aussehen zunächst durch unrichtiges Schlafen verlieren. Wer z. B. im Schlaf in eine unbequeme Lage gerät, wird gewöhnlich schlecht gelaunt erwachen, während eine bequeme Lage gute Laune, Tatkraft und Heiterkeit beim Erwachen zur Folge hat. Die Begründer der neuen Schule behaupten nun, daß ein Kursus von zwölf Stunden in der Regel genüge, die Leute so schlafen zu lehren, wie die Natur es beabsichtigt. Im allgemeinen schnarchen nach Ansicht der Aerzte die Frauen mehr als die Männer, und die allgemeine Ursache dafür ist ein Nasenkatarrh. Das Schnarchen will nun die Schule des Schlafes in erster Linie heilen und gleichzeitig lehren, wie man mit geschlossenem Munde schläft. Dann sollen die Damen unterrichtet werden, wie sie am besten ihr Haar zur Nacht ordnen, damit sie gut schlafen und beim Erwachen ebenso gut aussehen wie beim Schlafengehen. Keine Frau sollte abends ihr Haar zusammenbinden; der Kopf muß frei sein, die Haarnadeln sollen herausgezogen werden, und das Haar soll lose herabhängen, sonst wird der Schlaf gestört, und die Schläferin erwacht nicht erfrischt, sondern wahrscheinlich mit Kopfschmerzen. ⊠

Zur Erheiterung.

(KV) **Eine schwäbische Idylle.** Der Eisenbahnzug von Stuttgart nach Ulm war stark besetzt. Als der Zug in Eßlingen anlangte, suchte ein Herr für seine Frau einen Platz in einem Abteil zweiter Klasse; endlich fand er einen solchen, allein auf demselben lag eine kleine Reisetasche. Er wendete sich deshalb an den Herrn gegenüber und nun entspann sich folgender Dialog. „Mein Herr, wollen Sie nicht so freundlich sein, diese Tasche wegzunehmen?" „Noi, mei' guat's Herrle," erwiderte der Gegenübersitzende, „des Täschle werd i net wegnehme." „Sie nehmen sie nicht weg?" „Noi, Herrle, noi!" „In diesem Falle wäre ich genötigt, den Kondukteur zu rufen." „Rufet Sie nur den Kondukteur." „He, mein Freund," sagte der nun herbeigeeilte Kondukteur, „Sie müaßet doch so gut sein und das Täschle wegnehme." „Noi, das tua i net — i nehm's net weg." „Dann muaß i eba da Herr Oberkondukteur rufa." „Meinetwega rufet Sie den Herrn Oberkondukteur." Der Oberkondukteur kommt mit Amtsmiene angesegelt. „Mir ist g'sagt worda," fing er an, „daß Sie des Täschle net wegnehme wolla." „Ja, ja, es ischt au so. I' nehm's amol net weg." „Spaffet Sie net, Herrle, i müaß' wahrhaftig den Herrn Polizeidiener rufa." Es geschieht, und der Wächter des Gesetzes naht sich mit martialischem Gesicht und rasselndem Säbel. „Mein Herr," beginnt er. „Sie befehlet, Herr Wochtmoischter?" „I frag' Sie im Nama des Gesetzes, ob Sie des Täschle net wegnehme wollet?" „Noi, Herr Wachtmoischter, des tua i net." Allgemeine Bestürzung. „Aber warum wollet Se denn des Täschle net wegnehme?" „Ja, weil's net mein ischt — i werd' do a fremd's Täschle net wegnehme — i bin ja koi Dieb."

** **Vornehm.** Baronin: „Herr Doktor, heute nacht hatte ich einen so schrecklichen Hustenanfall . . . (zur Zofe:) Anna husten Sie mal' dem Herrn Doktor vor, wie ich heute nacht gehustet habe." . . .

(KV) **Die Weste Robespierres.** Den Sammelfreuden werden bekanntlich keinerlei Schranken gesetzt, und so ist es gewiß nicht verwunderlich, wenn sich unter den Pariser Polizeikommissaren einer findet, der Andenken an die große Revolution, gleichviel welcher Art, aufhäuft. War da dieser Tage eine Versteigerung, die ihn interessierte. Eine Weste Robespierres! 17 Francs 50! Zum ersten . . . zweiten . . . dritten Male! Zugeschlagen! Der Hammer fiel, und unser Kommissar hatte die Weste. Keiner war vergnügter als er. Nur siebzehn Franken fünfzig! Die Weste sah zwar recht abgetragen aus, aber darum war sie nur noch wertvoller. Und der Kommissar hing die kostbare Erinnerung an Robespierre vorläufig in den Schrank seines Bureaus. Am anderen Morgen früh wurde ein Obdachloser dem diensttuenden Beamten in diesem Bureau zugeführt, in halberfrorenem Zustande, da er nur Hose und ein dünnes Röckchen hatte. Der Beamte wurde von Mitleid gerührt. „Der Patron hat da im Schranke noch eine alte Weste; da haben Sie sie." — „Besten Dank; sie geht mir zwar nicht recht, aber besser als keine." Und der Stromer ging. Als später der Kommissar sah, daß die Weste fort war, wäre er fast in Ohnmacht gefallen; das erste war eine gewaltige Standrede. Dann erfolgte ein Aufgebot von Polizisten nach allen Himmelsrichtungen, aber der Westeninhaber blieb verschwunden. Unwissend trägt er ein unbequemes Kapital auf dem Leibe — wenn er die nicht passende und doch teure Weste nicht schon umgesetzt hat! φ

(KV) **Zwei Hüte und „keinen Kopf".** In seinem amüsanten Buche Musicians Wit, Humor and Anecdote erzählt Crowest folgendes Geschichtchen von dem berühmten Opernsänger Lablache, der der Königin Viktoria Gesangunterricht gab. Als Lablache einmal in einem Vorzimmer in Windsor auf die Königin wartete, setzte er seinen Hut auf, da er erkältet war. Plötzlich wurde er zur Königin hineingerufen und ergriff den erstbesten Hut, den er fand, da er inzwischen ganz vergessen hatte, daß er seinen Hut auf dem Kopfe trug. Als er so vor der Königin erschien, fragte diese ruhig: „Welcher von den beiden Hüten gehört Ihnen nun, der auf dem Kopfe oder der in der Hand?" Trotz seiner Verwirrung war Lablache, als er merkte, in welchem Aufzuge er erschienen war, der Situation gewachsen, und er erwiderte: „Majestät, zwei Hüte sind in der Tat zuviel für einen Mann, der seinen Kopf verloren hat." ⊠

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Kettenrätsel.

Aus folgenden 25 Silben sind 25 zweisilbige Hauptworte und aus diesen alsdann eine Kette zu bilden.

bel del ge gel hen kel la la lar le man min ne ne nor pas pel re ro sche ta te ter to ve.

Aufgabe.

Eine äußerst amüsante Unterhaltung bietet folgendes Kartenkunststück. Man nehme ein Spiel Karten von 32 Blatt und mache davon eine beliebige Anzahl Haufen in folgender Weise. Die erste Karte zählt jedesmal die Zahl der Augen wie beim Skat. Das Aß also 11, die Zehn 10, der König 4, die Dame 3, der Bube 2; bei 7, 8 und 9 sind die gegebenen Augen zu zählen. Zu einer jeden dieser Karten werden nun, so lange weitere Blätter vorhanden sind, solche hinzugelegt, doch zählen diese, unabhängig von dem Wert der Karte, stets nur 1, bis die Zahl 11 erreicht ist. Gesetzt also, die erste Karte sei eine 8, so sind drei weitere Karten hinzuzulegen, wobei es einerlei ist, ob diese ein Aß oder irgend ein anderes Blatt sind. Zur 10 ist nur eine Karte hinzuzufügen, zum Aß nichts. Nun wende man die erhaltenen Haufen um, so daß die erste Karte, von der die Zählung begann, obenauf liegt. Bleiben Karten übrig, durch welche die Zahl 11 nicht mehr erreicht wird, so lege man diese beiseite. Wer von unsern Lesern vermag nun die Gesamtzahl der Augen der obenauf liegenden Karten zu erraten? Wir verlangen nur zu wissen, wieviel Haufen vorliegen und wieviel Karten eventuell übrig geblieben sind.

Rätsel.

Vor einen Fisch, dir wohl bekannt,
Setz noch ein Zeichen Du gewandt,
So wird daraus ein teures Pfand,
Das nie Du läßt mehr von der Hand.

Scherzrätsel.

E s s s s e
un

Bilderrätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Skat-Aufgabe.

Im Skat lagen e 10 und e K
B hatte: e W, s W, g D, g O, g 7, r O, r 8, s D, s K, s 7;
C hatte: r W, e O, e 9, e 8, e 7, r K, r 9, r 7, s 10, s O.

1. Stich: g 8, g O, r W, — 5;
2. Stich: e 7, e D, g 7 — 11;
3. Stich: r 8, r 9, r D + 11;
4. Stich: g 9, g D, s 10 — 21;
5. Stich: s D, s O, s 8 — 14;
6. Stich: s K, e O, s 9 — 7;
7. Stich: s 7, e 8, g 10 + 10;
8. Stich: r 10, r O, r 7 + 13;
9. Stich: g W, e W, r K — 8;
10. Stich: s W, e 9, g K — 6;

72

*) Abkürzungen: e bedeutet: Eichel (Treff), g bedeutet: Grün (Pik), r bedeutet: Rot (Coeur), s bedeutet: Schellen (Carreau), D bedeutet: Daus (Aß), K bedeutet: König, O bedeutet: Ober (Dame), W bedeutet: Wenzel (Bube).

Rätsel.

Pantoffel.

Wortvereinigungs-Rätsel.

Stuhlbein Corpsstudent Haustier Laufbursche Imperialformat Tresorschlüssel Thonerde Erzbischof Nordwind Feiertag Albumblatt Heidekraut Roßschweif Topfdeckel.

Schlittenfahrt.

Namen-Schieberätsel.

Nikolaus
Harold
Fedor
Bernhard
Heribert
Viktor
Theobald
Balduin

Karneval.

Zahlenrätsel.

Skilaufen.

Bilderrätsel.

Laß nicht nach, so kommst du hoch.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redacteur: B. Reuter in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Für die Frauen und Kinder.

Des Kindes Ehrgefühl.

Allzu scharf macht schartig, pflegte meine Mutter der herzensguten, aber reichlich strengen Tante Auguste zuzurufen, wenn diese — wie es häufig geschah — auf ihres Töchterleins Rücken die Rute tanzen ließ, um die kleine Sünderin von dem bösen Fehler der Unordnung zu heilen. Und die Mutter sollte Recht behalten. Cousine Anni besserte sich keineswegs, sie wurde nur halsstarrig und trotzig von dem fortwährenden Schelten und Schlagen. Erst als ein schlimmes Leiden die Tante auf das Krankenbett warf und sie unserer lieben Mutter die Kinder anvertrauen mußte, trat unter deren mildem Regiment eine Aenderung ein. Diese versuchte mit Güte, was der Strenge nicht gelungen war und appellierte an das Ehrgefühl meiner damals zehnjährigen Cousine. Eines Tages wurden wir alle eingeladen, Annis Puppenküchen zu besichtigen, die sie eigenhändig tadellos geputzt hatte. Jeder kleine Teller, jedes Löffelchen blitzte, die kleinen Tische waren weiß gescheuert, alles hing wohlgeordnet an seinem Platze. Triumphierend schauten Annis Augen von der Küche zu uns, die wir in laute Bewunderung ausbrachen, während die Mutter zu den kleinen Geschwistern die bedeutungsvollen Worte sprach: „So, ihr Kleinen, nun bemüht euch, ebenso ordentlich zu werden wie unsere brave Anni.“ Dies Lob nützte mehr als alle Schläge der voraufgegangenen Jahre. Meine Cousine ist später eine vorzügliche Hausfrau geworden, die sich gerade durch Ordnungsliebe und peinliche Sauberkeit auszeichnet.

Gleiche Erfolge erzielte die Mutter mit ihrer Erziehungsweise bei meinem neunjährigen Vetter, der als Nimmersatt in der Familie galt und nebenbei noch ein arges Leckermäulchen war. Wenn die Kinder Süßigkeiten erhalten hatten und ermahnt wurden, nicht gleich alles auf einmal zu essen, war gewöhnlich seine erste Frage: „Aber bis morgen brauchen wir doch nichts aufzuheben? Und wenn es dann hieß: Ei freilich bis morgen, du sollst dich beherrschen lernen, so glaubte Franz sich mindestens zu einer Martyrerrolle verurteilt. Da erzählte Mutter ihm die schöne Geschichte von Alexander dem Großen, wie diesem einst auf einem beschwerlichen Feldzuge von einem Soldaten ein Trunk Wassers gebracht wird, das der treue Untertan in seinem Helm für den Kaiser geschöpft hatte. Dieser jedoch, obwohl vor Durst halb verschmachtet, wendet sich zu seinen Soldaten und gießt den Labetrank auf den Boden mit den Worten: „Weil ihr euren Durst nicht stillen könnt, will ich's auch nicht.“ — „Wie wär's, Franz, wenn du uns mal ein Beispiel ähnlicher Enthaltsamkeit geben möchtest?“ fragte sie in ihrer lieben, aufmunternden Weise den für den großen König ganz begeisterten Knaben. Franz schwieg nachdenklich. Dann lagerte sich ein energischer Zug um den rosigen Kindermund, und siehe da, nach wenigen Tagen wartete unser eine große Ueberraschung. Die ersten Kirschen waren reif geworden. Wir alle, klein und groß, hatten einen Teller voll erhalten. Köstlich lachten uns die saftigen Früchte an, und wir wollten uns gerade darüber hermachen, als ein armer, zerlumpter, offenbar hungeriger Knabe bei uns vorüberkam, dessen große Augen sehnsüchtig nach den Früchten schauten. Kaum hatte Franz den armseligen Burschen bemerkt, so war er auch schon zur Pforte heraus und — schüttete seine Kirschen in den Hut des Kleinen!

Uns gegenüber wohnte damals eine Familie, deren Kinder sich durch Klugheit und Fleiß auszeichneten und immer die Ersten in der Klasse waren; nur der Vorjüngste, der Fritz, machte eine Ausnahme: er schien nichts begreifen zu können und hieß der Eltern Sorgenkind. Als Fritz fünf Jahre alt war, konnte er noch nicht ordentlich sprechen, geschweige denn einen Auftrag ausrichten oder gar ein Verschen behalten, was die anderen Kinder schon mit drei Jahren fertiggebracht hatten. Eines Tages holte Mutter „den Dummen“ zu sich in die Weinlaube. „Fritzchen,“ begann sie, „dein Papa feiert ja nächste Woche Geburtstag, und liebe fleißige Kinder sagen dann ein Verschen auf. Ich will dir eins lehren.“ — „Tann nich lernen,“ antwortete er, dunkelrot vor Verlegenheit, „Mama sagt, Fitz so sehr dumm.“ — Die Mutter aber begann mit Engelsgeduld, ihm eine kleine Strophe vorzusprechen, zwei Reihen vorläufig. Die folgenden Tage lernte Fritz noch zwei Reihen dazu, und dann wurde das ganze fleißig wiederholt. Jedesmal ging's besser, auch mit der Aussprache. Als er das Gedicht schließlich recht niedlich hersagte und die Mutter ihm freundlich die Backe streichelte: „Fritz, das war sehr gut,“ da warf er sich stolz vor Freude in die kleine Brust: „Nun ist Fritz kein Dummbart mehr!“ Er hat dann am Geburtstage des Vaters viel Lob geerntet, und von da an wuchs sein Selbstvertrauen und sein Fleiß. Hervorragendes hat er, seiner geringen Begabung wegen, später auf der Schule natürlich nicht geleistet, aber er hielt doch, dank seinem großen Fleiße, Schritt mit den normal Beanlagten.

** **Ein kleiner Held.** Die fünfjährige Tochter Marie eines zu Groß-Lichterfelde wohnenden Ehepaares kam beim Spielen dem glühend heißen Ofen zu nahe und zog sich ausgedehnte, anscheinend lebensgefährliche Verbrennungen des Körpers zu, besonders an Brust und Armen. Es stellte sich heraus, daß der linke Arm, dessen Haut vollständig verbrannt war, zeitlebens völlig steif bleiben würde, wenn nicht auf chirurgischem Wege eine Hautverpflanzung auf die hautlosen Stellen des Körpers der kleinen Kranken vorgenommen werden könnte. Mariens dreizehnjähriger Bruder Richard erklärte sich bereit, die Operation an sich vornehmen zu lassen. Der Oberarzt des Kreiskrankenhauses führte die Operation durch. Aerzte und Pflegepersonal der Anstalt beglückwünschten den kleinen Retter seiner Schwester, der soviel Seelengröße gezeigt, auf das herzlichste.

ooo **Eigensinn?** Eine häufiger auftauchende Erscheinung bei der Kinderwelt ist die hartnäckige Abneigung gegen gewisse Speisen. Dieselbe darf dort, wo sie wirklich vorkommt, durchaus nicht übersehen werden; jedoch soll sie auch nicht als Deckmantel für die Tischlaunen unserer Jugend mißbraucht werden. Es ist erwiesen, daß gewisse Menschen eine angeborene Abneigung gegen gewisse Nahrungsmittel hegen. Die einen können keinen Fisch, oder keinen Käse vertragen. Andere fühlen beim Genusse gewisser Kräuter eine Bewegung im Magen, welche der Seekrankheit verzweifelt ähnlich sieht, während ein dritter sich beim Genusse eines Gemüses, ja sogar gewisser Früchte vor Ekel schüttelt. Wir kennen Leute, welche keine rohen Früchte vertragen, während ihnen jede gekochte Frucht sehr wohl bekommt. Ferner gibt es Menschen, auf welche der, sonst so gesunde und angenehm schmeckende Honig eine üble Wirkung ausübt, indes andere sich bleich und widerwillig von gekochten Hülsenfrüchten abwenden, z. B. von kleinen, weißen Bohnen, die in gedörrtem Zustande noch viel Nahrungsstoff haben. Alle diese Anlagen dürfen und sollen bei Kindern mit weiser Rücksicht behandelt werden, auch dort, wo vernünftig denkende Eltern sonst berechtigter Weise den Genuß sämtlicher ihnen vorgesetzten Speisen von den Kindern verlangen. Es hält durchaus nicht schwer, in dieser Hinsicht das Richtige herauszufinden, indem man bei der Weigerung der Kleinen verlangt, daß sie von der in Frage stehenden Speise nur eine ganz kleine Portion zu sich nehmen. Beobachtet man, daß sie sich dabei einen wirklichen Zwang antun müssen, so gebe man sich mit diesem kleinen Akte des Gehorsams zufrieden. Wenn selbst der kleinste Bissen schon irgend eine besondere Nachwirkung hervorbringt, so ist die angeborene Abneigung gegen diese Speise da, und Grausamkeit wäre es, das kleine Geschöpf durch fortgesetzten Zwang zu martern. Man könnte sogar eine Erkrankung des Kindes durch ferneren Zwang herbeiführen. Wird dagegen eine ganz kleine Gabe der angeblich widerwärtigen Speise vertragen, so wiederhole man das nächste Mal die Verabreichung derselben winzigen Portion, worauf, falls keine üble Nachwirkung eintritt, beim drittenmal die Gabe ganz unmerklich vermehrt wird. In dieser Weise kann man die meisten Kinder dahin bringen, Nahrungsmittel, die bloß ihrem Geschmacke nicht besonders entsprechen, zu genießen. Damit wird der Jugend die größte Wohltat erwiesen, denn im Leben draußen geht es bei Tische nicht immer wählerisch zu. Zudem machen sich Leute, welche an fremder Tafel immer etwas zu bemerken haben, nicht sonderlich beliebt; mit Unrecht wird oft sogar dabei auf schwierigen Charakter, oder auf vorhandene Verwöhnung geschlossen.

⊠ **Eine der ältesten Frauen der Welt,** die in drei Jahrhunderten gelebt hat, ist in Kingston-on-Thames gestorben. Henriette Johnson hat ein Alter von 107 Jahren erreicht. Sie wurde in Baltimore am Ende des 18. Jahrhunderts geboren. Als sie früh ihre Eltern verlor, nahm sich eine reiche amerikanische Familie ihrer an und erzog sie. Im Jahre 1840 ging sie nach England und wurde Haushälterin. Dann zog sie sich nach Kingston-on-Thames zurück, wo sie von einer Rente lebte. Bis zu ihrem Tode blieb sie gesund, und bis in die letzte Zeit hinein konnte sie fast alles essen. Im vorigen Sommer arbeitete sie noch täglich mit großem Vergnügen im Garten. Ihre Langlebigkeit schrieb sie ihrem frühen Aufstehen — sie erhob sich immer um 5 Uhr morgens — und dem Tröpfchen Whisky zu, den sie jeden Abend trank. Sie las und nähte noch ohne Brille. In den letzten Monaten ihres Lebens äußerte sie sogar noch den Wunsch, ihr Heimatland zu besuchen; sie bemühte sich auch, zu ermitteln, wo ihre amerikanischen Jugendfreunde weilten, aber man suchte sie von dieser Reise abzubringen.

Das Abendgebet.

Es hat einmal ein Glöcklein
Geläutet um Mitternacht,
Da ist im Mondenscheine
Ein Kind vom Schlaf erwacht.

Das Kind hat sich erschrecket,
Das Glöcklein rief: Komm, komm!
Das Kind ist aufgesprungen,
Das Glöcklein rief: Komm, komm!

Und aus dem Haus und weiter
— Ach Gott, wohin mit mir? —
Hat's Kindlein laufen müssen
Bis an die Kirchentür.

Da schweigt das Glöcklein stille,
Und eine Stimme spricht:
Nun bet', Kind, gestern abend,
Da tatest du es nicht.

Heinrich Bone.

☮ Der Eiskönig.

Ein Märchen.

Die Schule war eben geschlossen und hinaus stürmten die Knaben und Mädchen in die winterliche Natur. Der Schnee glitzerte wie Diamanten, und Flüsse und Seen trugen eine Eisdecke. Bald tummelte sich die Jugend nach Herzenslust auf den glatten Eisbahnen. Gar mächtig lockte die blanke Fläche des großen Sees, in dessen Nähe das Dörfchen lag. Aber der Lehrer hatte vor dem Betreten desselben gewarnt, das Eis sei noch nicht fest genug. Einige waghalsige größere Knaben konnten es trotzdem nicht unterlassen, einmal einen Versuch zu machen, kehrten aber bald wieder um.

Nur der zwölfjährige Fritz wagte sich immer weiter vor. Eine schönere Eisbahn gab's aber auch nicht. Hei! wie man dahinflog auf der glatten Fläche. Da plötzlich hielt er inne, hatte nicht das Eis unter seinen Füßen gekracht? Eilig wollte er umkehren, aber o weh! Schon gab die Decke nach, und vor Schreck erstarrt, sank Fritz in die nasse Tiefe. Eisig durchrieselte ihn die Kälte, wie mit unsichtbaren Händen wurde er immer tiefer hinabgezogen. Nun mußte er elend ertrinken.

Aber was war denn das? Unten in der Tiefe angelangt sah er ein Schloß, das blitzte und funkelte im Mondenschein wie Kristall. Im nächsten Augenblick schon stand er davor. Den Türhüter, der einen langen Schneemantel trug und einen Bart aus lauter Eiszapfen hatte, fragte Fritz, wo er denn sei. „Hier ist das Schloß des Eiskönigs Kalterich, folge mir, ich führe dich zu ihm!“ antwortete der Diener. Dann ging er voran, Fritz folgte ihm, froh, dem nassen Element entronnen zu sein. Er dachte: Ich werde den König bitten, mich wieder hinauf bringen zu lassen, damit ich nach Hause gehen kann.

Wie erstaunte er über die Pracht der Säle, durch die sie gingen. Einer war schöner wie der andere, aber alles war aus Eiskristall. Im letzten Saale saß auf einem kristallenen Throne König Kalterich, ein Riese von Gestalt, an dem alles aus Eis und Schnee war, sogar sein langer Bart bestand aus lauter feinen Eishaaren. Demütig verneigte sich Fritz vor ihm und bat dann, ihn doch wieder nach Hause gehen zu lassen.

Doch der König lachte ihn aus und sagte: „Weshalb bist du in mein Reich gekommen? Jetzt mußt du hier bleiben, ich kann noch einen Diener gebrauchen.“ „So werde ich hier vor Kälte sterben!“ klagte Fritz. „O nein,“ entgegnete Kalterich. „Du wirst einen Eisanzug erhalten, worin du keine Kälte empfindest, alle meine Diener haben einen solchen! Jetzt geh und laß dir deine Arbeit anweisen, es gibt noch viel zu tun!“

Es war in der Tat so, wie Kalterich sagte; in dem Eisanzug verspürte Fritz keine Kälte mehr, und er mußte nun tüchtig arbeiten. Unter der Dienerschaft befand sich auch ein kleines Mädchen. Eines Tages erzählte sie Fritz, daß auch sie zur Strafe für ihren Ungehorsam und ihre Unvorsichtigkeit auf dem Eise in das Schloß des Eiskönigs gekommen sei. Da schlossen beide ein Freundschaftsbündnis.

In dunklen, stürmischen Nächten mußte Fritz auch mit Schneewagen fahren. Weiße Pferde zogen diese Wagen aus dem See heraus, erhoben sich höher und höher mit ihnen bis fast in die Wolken und dann ging es mit Sturmesbrausen hoch über die Erde dahin. Die Diener im Wagen konnten nicht schnell genug all die Schneesäcke leeren, die sie bei sich hatten. Manchmal blieben sie auch tagelang aus. Und wenn mondhelle, stellenklare Nächte waren, fuhr der König selbst über Berge und Fluren, und wo er hinhauchte, war sofort alles mit Eis überzogen.

So ging es Tag für Tag, Nacht für Nacht. Manchmal bei den tollen Fahrten konnte Fritz seine Heimat sehen, er wurde fast krank vor Sehnsucht, aber heim konnte er nicht. Eines Tages sprach er zu seiner kleinen Freundin Else: „Könnten wir nicht einmal den Versuch machen zu fliehen?“ „Nein, Fritz,“ erwiderte Else, ein solcher Versuch käme uns teuer zu stehen! König Kalterich würde uns überall finden, so lange er den goldenen Stab, sein Szepter hat, hat er auch Gewalt über uns!“

„Nun, dann wollen wir ihm den Stab entwenden!“ riet Fritz. Else gefiel der Plan und sie meinte nachdenklich: „Wenn uns dies gelingen würde, könnten wir das Szepter dem Frühling bringen, der aber noch weit, weit entfernt ist. Das wäre ein Glück für uns, wenn wir erlöst wären!“ Nun warteten beide von Tag zu Tag auf einen günstigen Augenblick. Lange war ihr Harren vergebens.

Endlich, in einer sternenhellen Nacht sah Else den König ausfahren, das Szepter trug er nicht bei sich. Eilig rief sie Fritz und teilte ihm ihre Entdeckung mit. Froh über die günstige Gelegenheit kletterte Fritz durch ein Fenster in des Königs Gemach. Dort lag der goldne Stab. Hastig ergriff er ihn, reichte ihn der draußen harrenden Else und schwang sich wieder aus dem Fenster. Sie waren unentdeckt geblieben.

Fritz nahm Else bei der Hand, und führte sie eiligst nach der andern Seite des Schlosses, wo die Schneewagen standen mit den weißen Rossen. Fritz hob Else in einen der Wagen und kletterte selbst auf den Bock; dann berührte er die Rosse mit dem goldenen Stab und hinauf ging es in die luftige Höhe. „In das Land des Frühlings,“ rief Fritz den Pferden zu. Diese verstanden ihn und in sausendem Galopp eilten sie gegen Süden.

Da plötzlich auf einem hohen Berge standen sie still, man war im Reiche des Frühlings. Wie war doch hier die Luft so weich und lind. Im Nu schmolz ihr Eisgewand und sie hatten wieder ihre früheren Kleider an. Dann wanderten sie mutig weiter, und jeden Vogel, jede schöne Blume, fragten sie: „Habt ihr den Lenz nicht gesehen?“

Bald gelangten sie in einen großen schönen Wald, dort blühte und duftete, sang und jubilierte es. O Jubel, dort kam auch der Lenz, der liebliche Prinz, dahergezogen. Voll Freude eilten sie ihm entgegen, überreichten ihm das goldene Szepter und baten ihn: „Komm doch mit uns, holder Prinz, man wird dich mit Jubel begrüßen, gar zu lange schon hat König Kalterich das Szepter geführt!“

Freundlich lächelte der Prinz ihnen zu, blies in ein silbernes Horn, und flugs kam sein Hofwagen herangeschwebt, gezogen von tausend Schwalben und mit Veilchen, Primeln und Schlüsselblumen geschmückt. Fritz und Else durften nun mit einsteigen; es war eine herrliche Fahrt nach der Heimat.

Wo sie hinkamen, sproßten die Bäume und blühten die Blumen, die Lüfte wehten linder, und überall freuten sich die Menschen und jauchzten dem Frühling zu. Der grimme Eiskönig wurde in den tiefen See verbannt, seine Macht war gebrochen. Fritz und Else kehrten wohlbehalten zu ihren Eltern zurück und erzählten überall ihre wunderbaren Erlebnisse.

Kinderspielecke.

Fingerfangen. Das Fingerfangen kann im Sitzen oder auch im Stehen am Tisch gespielt werden und erregt viel Scherz. Decke oder Tischtuch darf nicht auf der Tischplatte verbleiben, denn auf derselben werden mit Kreide zwei Kreise gezeichnet, ein kleiner und ein größerer, der den kleinen einschließt. Ein Stückchen Schnur oder Bindfaden wird mit einer leicht laufenden Schlinge versehen — so wie sie gemacht wird, wenn ein Paket zugeschnürt werden soll — und diese Schlinge wird so weit ausgezogen, daß sie den kleinen Kreis genau umschließt. Im Kommandoton ruft nun der Spielleiter nach Belieben „Großer Kreis“ oder „Kleiner Kreis“ und zu gleicher Zeit müssen die Spieler mit der Spitze des Zeigefingers die Platte des Tisches berühren, und zwar da, wo der große oder kleine Kreis bezeichnet ist. Im passenden Augenblick zieht der Spielleiter die Schlinge rasch zu, und zu allgemeiner Heiterkeit werden dann fast stets mehrere Finger gefangen sein. Die Besitzer dieser Finger müssen ein Pfand entrichten, und das Auslösen derselben bringt dann wieder neue Unterhaltung.